

Carl Albert Loosli —

Bümpliz und die Welt

Mit allem Nachdruck sei es wiederholt: C. A. Loosli: Bümpliz und die Welt! Denn nie und nirgends wird man in einem Vorort, dessen Name wie ein Witz klingt, in einer Studierstube die Welt so konzentriert und so ungeheuer lebendig spüren wie in der Studierstube von C. A. Loosli im Wohnstock des grossen Bauernhauses an der Wangenstrasse in Bümpliz.

Hier, wo unzählige Bilder älterer, neuerer und neuester Schweizermaler von den Wänden grüssen, neben der Büste Hodlers und anderer Skulpturen, hat der unermüdliche Schaffer seine Lebensgeschichte erzählt — die Geschichte eines jungen Menschen vorab, der unter die Räder einer Vormundschaftsbehörde kam.

Denn, am 5. April 1877 in Schüpfen, jenem Berner Dorfe, das merkwürdigerweise schon drei Bundesräte stellte, als Unehelicher geboren und von einer alten Jungfer erzogen, die Mutterstelle an ihm vertrat, wollte es die Vormundschaftsbehörde nicht zugeben, dass der junge Mann Naturwissenschaft studierte, wozu es ihn mit allen Fasern seines Herzens zog. Und doch hatte ihm seine Erzieherin und Pflegemutter ein Legat von 20,000 Franken hinterlassen, das bei den damaligen Geldwertverhältnissen reichlich die Studienkosten gedeckt hätte.

Der Fünfzehnjährige

«Ich war mit meinen fünfzehn Jahren den Dingen nicht gewachsen. Lehrer oder Tierarzt, das hätte der Vormundschaftsbehörde noch eingeleuchtet, aber Naturwissenschaftler — das gefiel ihnen nicht. Und sie haben mich nach und nach in alle möglichen Lehren gesteckt, nachdem ich die Sekundarschule und eine Neuenburger Schule besucht hatte. Erst wurde ich zu einem Leinwandfabrikanten aufs Büro gebracht, aber ich bekam Streit mit ihm, und als es einfach nicht ging, wurde ich für ein Jahr in die Zwangserziehungsanstalt Trachselwald verbracht; das war 1892.»

C. A. Loosli war damals also fünfzehn Jahre alt.

«Nachher haben sie mich, in der Annahme, dass ich unterdessen mürbe geworden sei, nach und nach in die Lehre getan erstens in eine Medizinaldrogerie, dann in eine Eisenhandlung und drittens in eine Buchbinderei, wogegen ich mich schliesslich auflehnte und einfach drausbrannte. Damit schien wieder eine Internierung fällig; ich brannte aber wieder durch und fand Anstellung im Institut Polygraphique des alten Magron. Da frass ich mich durch, ging dann nach Neuenburg und setzte dort meine Studien sehr unsystematisch

fort; ich hatte grosse Lücken, hörte nebenbei Literaturgeschichte und — leider — auch Nationalökonomie. Für meine Existenz musste ich selber sorgen und verdiente mein Leben dadurch, dass ich an deutsch- und welschschweizerischen Zeitungen mitarbeitete. Schon in der Schule hatte ich den ältesten Sohn von Paul Robert kennengelernt; nun war ich dort in den Ferien oft zu Gast, und da gingen mir viele Lichter auf.»

C. A. Loosli wollte mehr sehen und lernen; er ging nach Frankreich, dann nach Belgien und Holland und schliesslich nach Deutschland. Es waren seine Lehr- und Wanderjahre. Im Jahre 1901 erst kehrte er wieder in die Schweiz zurück, zunächst vorübergehend, dann endgültig. Er war bekannt worden mit Dr. Lauterburg, der ihn für seine «Weltchronik» gewann, ein kleines, aber geistreiches Blatt. Er hatte als Einundzwanzigjähriger erst noch einen Prozess um seine Entmündigung durchzuführen. Das Legat seiner Pflegemutter erhielt er endlich heraus. Es war von der Vormundschaftsbehörde für 10 Jahre fest bei einem Gemeinderatsmitglied zu niedrigem Zinsfuss angelegt gewesen. Dem rechtmässigen Besitzer war es verweigert worden, als er jung war und studieren wollte; dafür hatte der Sohn des Gemeinderates studieren können. Als es C. A. Loosli endlich erhielt, war er zum Studenten zu alt geworden und hatte auch gewissermaßen einen Beruf gefunden, der sich aus seinem bisherigen Leben und seinen Lebenserfahrungen ergeben hatte: C. A. Loosli wurde der Anwalt der Armen und rechtlos Gewordenen, der Todfeind jeder Art von Freiheitsberaubung und Unterdrückung, der unermüdliche Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit.

Sein Vermögen, das er nun erhielt, ging in der «Weltchronik» in kurzer Zeit zum guten Teil verloren. Nachdem sich eine Existenz an diesem Blatte als unmöglich erwiesen hatte, fand C. A. Loosli Anstellung in der Buchdruckerei Benteli in Bümpliz. 1907 ging er neben Meister und Hüppy an die «Tagwacht», wo er die literarischen Belange versah. Aber schon 1908 gewannen ihn Ferdinand Hodler, Max Burri und andere als Zentralsekretär der Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten. Zugleich besorgte er die Redaktion der «Schweizer Kunst». Da führte er den Kampf um die jungen Schweizer Künstler; er ging bis zum Tode Hodlers, genauer bis 1914. Als Zentralsekretär trat C. A. Loosli 1912 zurück, blieb aber in ständiger Verbindung mit Hodler und publizistischer Anwalt der Maler und Bildhauer.

In Bümpliz

Um 1904 hat er sich verlobt und verheiratet; dann hat er sich in Bümpliz niedergelassen; seine Gattin, eine prächtige Emmentalerin, hat das wahrhaftig nicht leichte Los eines freien Schriftstellers tapfer und treu mit ihm getragen und ihm fünf gesunde und ebenso tapfere Kinder geschenkt, deren Nachwuchs heute bereits den Wohnstock an der Wangenstrasse belebt. «Bümpliz und die Welt»: für C. A. Loosli und

alle, die ihn nahe kennen, ein sinnvolles, halb spasshaftes, aber mehr ernstes Wort. Es ist nicht zufällig, dass Loosli die englische Kultur und die englische Lebensart so hoch schätzt und ihr im Weltkrieg 1914/18 eine eigene Arbeit widmete: Auch für ihn gilt: «Mein Haus — Meine Burg.»

Von dieser seiner «Burg» aus focht nun der Kämpfer für Freiheit und Gerechtigkeit und teilte Hiebe aus. Ebensogut aber verstand er sich auf die Ironie und die Satire, die er meisterhaft handhabt. Aber gerade da ist der Gegner am empfindlichsten und, da er meist gegen diese Waffe wehrlos ist, aus sachlichen wie aus persönlichen Gründen, nimmt er diese Art der Erledigung, da sie auch die sicherste und gründlichste ist, am meisten übel.

Die Philologen

Das hat C. A. Loosli z. B. erfahren, als er die deutsche Philologie bloßstellte. Wir wissen, wie sie Spitteler totschieng, viele der besten Gedichte Gottfried Kellers in den Archiven vermodern liess und die Follen'schen Verballhornungen seiner Werke nie ausmerzte; C. A. Loosli war es zu verdanken, dass die kritische Gesamtausgabe der Werke Gotthelfs begonnen werden konnte; von 1906 bis 1911 tat Loosli alles, um einen Verlag dafür zu bekommen; in dieser Zeit «wirkten» Erich Schmidt in Berlin und etwa Harry Maync in Bern auf ihre Weise — philologisch. Man «bemühte» sich um die Frage, ob Shakespeare gelebt habe, und Loosli stellte die Behauptung auf, die Philologen würden sofort anbeissen, wenn man ihnen den Köder hinwerfe, nicht Albert Bitzios, sondern Joh. Ulrich Geissbühler von Lützelflüh habe die Werke, die heute unter dem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf in der Welt bekannt seien, geschrieben.

Seine Freunde wollten das nicht glauben. Eine Wette wurde abgeschlossen und bei einem Notar in Bümpliz deponiert. Darauf veröffentlichte C. A. Loosli in «Heimat und Fremde» genau nach der Art der deutschen (und deutschschweizerischen) Philologen eine Untersuchung über diese Frage, die zum «Ergebnis» führte, dass tatsächlich nicht der Pfarrer Albert Bitzios, sondern irgend ein Johann Ulrich Geissbühler in Lützelflüh der Verfasser der Werke von «Jeremias Gotthelf» sei und Bitzios nur seinen Namen dazu hergegeben habe. Und dann bissen die Philologen an! Nicht alle — aber gerade so viele, als zum «Kampf» nötig waren. Als er am schlimmsten tobte, erschien die bisher beim Notar hinterlegte Erklärung, dass es sich darum gehandelt habe, den Nachweis zu erbringen, dass sich die Philologen vom Fach wohl um einen Streit um, nicht aber um einen Streit für den Dichter Gotthelf bekümmern würden.

Diese Lektion haben die Germanisten und Philologen dem Lehrer nie vergessen: Wohl haben wir heute durch C. A. Loosli eine Gotthelfausgabe, die erstarrig ist. Aber dafür haben wir einen C. A. Loosli, der seither von der deutschen Presse sowohl als auch vom deutschschweizerischen Buchhandel mehr oder weniger in Acht und Bann erklärt worden ist. Dabei spielt noch

etwas anderes mit C. A. Loosli hat seinerzeit auch eine Schrift herausgegeben: «Ist die Schweiz regenerationsbedürftig?» — eine Schrift, die man heute mit Staunen liest... Damals las man sie entweder mit Empörung oder mit Gleichgültigkeit. Nach ihrem Erscheinen war C. A. Loosli auch bei der bürgerlichen Presse in Ungnade gefallen; da sie zeitlich mit der Veröffentlichung des Gott-helfhandels zusammenfiel, wurde dieser als Ausgangspunkt eines Pressefeldzuges und des Boykotts genommen.

Es ist seither und gerade in den letzten Jahren einiges anders geworden — es ist die Zeit, die manches lehrt. C. A. Loosli hat in Zeitschriften, Zeitungen und auch bei Verlegern heute wieder Gastrecht bekommen, das soll anerkannt werden. Nur kann er mit Ferdinand Hodler sagen: Als ich jung und hungrig war, hatte ich nichts zu essen — jetzt könnte ich essen, aber unterdessen sind mir die Zähne ausgefallen!

Damit haben wir den Mann genannt, für den sich C. A. Loosli am stärksten eingesetzt hat:

Ferdinand Hodler

Im Jahre 1897 lernte C. A. Loosli den damals an seinen Marignanobildern arbeitenden Maler kennen. Er setzte sich für den schwer Angegriffenen ein; je mehr sich Loosli dabei für ihn wehrte, desto mehr erkannte er die ungeheure Kraft, die von diesem Manne als Mensch und als Schweizer ausging. Wir nehmen es als selbstverständlich hin, dass Hodlers Holzfäller auf unseren Banknoten und sein Tell auf Briefmarken steht, und wir wissen nicht, dass der Berner Regierungsrat ohne C. A. Looslis Eingreifen einige der heute berühmtesten Hodlerbilder verkauft hätte, um dagegen ein Gemälde einzuhandeln, das er dann allerdings trotzdem kaufte, das aber heute im Berner Kunstmuseum kaum beachtet und in der Kunstgeschichte nicht erwähnt wird.

Je mehr C. A. Loosli spürte, was Hodler für das Schweizervolk bedeutete, desto mehr Zeit widmete er ihm, desto eifriger warb er für ihn. So entstanden neben einer heute noch sehr lesenswerten Schrift «Ueber ausländische Einflüsse in der Schweiz» (1916) und «Die schweizerische Kunsthetze» bald Werke, die sich mit Ferdinand Hodler ausschliesslich beschäftigten: ein Mappenwerk (1919) und dann die vier Monumentalbände: «Ferdinand Hodler — Leben, Werk und Nachlass.»

Im Zusammenhang mit diesem Werk sammelte C. A. Loosli in seiner für ihn charakteristischen systematischen Weise Dokumente, Urkunden, Briefwechsel und Äusserungen aller Art und Grösse, die zur Kulturgeschichte der Zeit Ferdinand Hodlers gehören. Zu einem 2930 Nummern umfassenden Verzeichnis der Werke Hodlers selbst in alphabetischer Folge, mit Signalementen, Entstehungsdaten und wenn möglich photographischen oder sonstigen Wiedergaben, auch in Negativen, stellte er die Kommentare zusammen, die Urkunden und Kontrolldokumente. 1924 wurde der Generalkatalog veröffentlicht — seither aber um rund 500 neue Nummern vermehrt.

Neben diesem Katalog sammelte er eine Bibliothek, die neben den allgemein bekannten viele nicht mehr aufzutreibende Schriften enthält.

Eine Bibliographie und eine Sammlung von dokumentarisch zuverlässigen Nachbildungen (Ikonographien) rundet dieses Archiv ab, in dem alle Zuschriften Widmanns, Spittlers und der mit Hodler in Briefverkehr stehenden Künstler vereinigt und geordnet sind — eine für die Geistesgeschichte der Schweiz unentbehrliche Sammlung.

Nach den Erfahrungen, die Fränkel, der Nachlassverwalter Spittlers, mit dem Bundesrat und früher schon in den Angelegenheiten von Gottfried Keller mit der Zürcher Regierung und den Zürcher Philologen gemacht hat, übergibt C. A. Loosli das Hodlerarchiv der Akademie von Coimbra (Portugal) zur Aufbewahrung; sie wird die Auswertung nach Looslis Verfügungen durchführen.

Es ist traurig, dass so etwas nötig wird; aber es ist weder die Schuld Fränkels, dass die Zürcher Philologen Gottfried Kellers Werke nicht ohne grobe Schnitzer und seine Gedichte nicht ohne zum Teil hanebüchene Verballhornungen herausbrachten, noch ist es Fränkels Schuld, wenn ein Bundesrat den Willen des verstorbenen Carl Spittler nicht erfüllen will. So ist es auch nicht Looslis Schuld, wenn Schweizer Kulturgeschichte in Coimbra geschrieben werden muss: Schweizer Kulturwahrung jenseits der Pyrenäen! —

Anstaltsleben

Nachdem die Hauptarbeit am grossen Hodlerwerk getan worden war, wandte sich Loosli einer Arbeit zu, die er als das Abtragen einer Schuld gegenüber den Insassen der Anstalten empfand: Er schrieb aus seinen Erfahrungen in der Jugend heraus seine Anstaltsbücher: «Anstaltsleben» — «Ich schweige nicht» und «Erziehen, nicht erwürgen». Das Pestalozzi-Fellenberg-Haus Bern gewährte den Büchern Unterschlupf und ermöglichte deren Druck, nachdem zwölf Verleger das Manuskript des ersten Bandes zurückgesandt hatten. Wenn heute die Anstalten zum Teil nicht mehr sind wie ehemals, so ist es diesen Büchern zu verdanken, und wenn man sie heute liest, darf man nicht von «masslosen Uebertreibungen» reden, sondern darf ruhig denen glauben, die uns in zahlreichen Zuschriften versicherten: «Genau so ist es — genau so erging es auch mir!» Wenn es seither anders geworden ist und wenn diese Bücher nicht mehr stimmen sollten, dann sind allerdings sie selbst daran schuld — aber im guten Sinne: Sie haben eben gewirkt!

Nicht erreicht, zum Schaden der zunächst Betroffenen nicht bloss, sondern zum furchtbaren Schaden der ganzen abendländischen Kultur, hat seinen Zweck ein anderes Buch, das damals auch gar nicht verstanden wurde und dessen Warnungen ganz und gar nicht erfasst worden sind:

«Die schlimmen Juden»

Da schrieb C. A. Loosli — 1927, man beachte dieses Datum! —:

«Der Antisemitismus ist ein Menschheitsfeind schlechthin. In ihm vereinigen sich Stumpfheit und Bosheit. Mit ihm gilt es aufzuräumen, ihn gilt es loszuwerden, anders das Menschengeschlecht verdummt und versklavt wird.

Aus diesem Grunde ist es gerade gegenwärtig, wo sich allüberall die finsternen Mächte des Rückschrittes, der Verrohung, der Volksentmündigung und Entwürdigung kräftiger denn seit Jahrzehnten regen, jedes denkenden, jedes fühlenden Menschen Pflicht, ihm offen den Krieg anzusagen. Aus dieser Erkenntnis, aus diesem Pflichtbewusstsein heraus ist diese Schrift entstanden. Es gilt der Judentum, dem Judentum gerecht zu werden, wenn nicht um der Juden, dann wenigstens um unserer selbst, unserer Jugend, um der Zukunft willen.»

C. A. Loosli schildert den kommenden Staat, wie er sich aus diesen Tendenzen heraus bilden werde:

«Jener dummfeig verlogene, gewalttätig unersättliche Fresswanst, der sonder Eigenart noch Edelstreben beutegierig hinter einem Schalter hockt, hustet, schimpft, speit, verordnet und erpresst; — der neuzeitliche Beamtenstaat mit seiner nach einer geistigen Pfandleihanstalt riechenden Mittelschulbildung entsprossenen Volksfestberedsamkeit, der jedes denkbare Endziel um jeden beliebigen Augenblicksvorteil immerdar zu verraten bereit ist; jener dampfwalzenmäßige nicht Gleich-, sondern Kleinmacher, der träge über alles dahinrollt was da keimt, blüht und lebt, der aussen hart, innen aber hohl ist, dessen Herz steinern, dessen Geist hölzern, dessen Blut Tinte oder Spühlicht ist; jenes papierne Alpdrücken, das seinen Fortbestand lediglich dem Gesetze der Beharrlichkeit und der Tüchtigkeit des von ihm trotz allem immer noch nicht vollständig ertörsellen, werktätigen, unterschichtigen Volkes verdankt; — dieser Staat ist nicht der volksherrschaftliche Freistaat, um den wir hier zu kämpfen haben.»

Die Schlusskapitel dieses Werkes, das — man ist versucht zu sagen leider! — noch immer im Buchhandel zu haben ist, bedeuten für C. A. Loosli eine Rechtfertigung, wie sie nicht besser möglich wäre: Es ist so gekommen, wie er es 1927 voraussagte; er hat klar und richtig gesehen.

Sie enthalten auch sein — man möchte sagen — Glaubensbekenntnis, und mit diesem soll diese lückenhafte Skizze eines reichen Lebens und Schaffens abgeschlossen sein (seinen Kampf für die Anerkennung des Dialekts und seine dichterischen Werke haben wir nicht einmal erwähnen können!).

«Auf diesen beiden Grundlagen fussend (den Begriff eines allmächtigen Schöpfers und Weltgottes und dem Begriff der Allgemeinverbindlichkeit des sittlichen Gesetzes) hat uns das Judentum das Beste, was wir Staubgeborene überhaupt besitzen, ohne das unser Leben nicht zu ertragen wäre, abgeleitet. Der Jude nennt es Messiasglauben; — wir Nichtjuden dürfen es «die Hoffnung schlechtweg benennen.

Die Hoffnung auf mögliche, kommende Güte, mögliche Schönheit, mögliche Wahrheit, mögliches, kommendes, sich über alle Menschen gleichmäßig ausgiessendes Erden- und Seelen-glück.

Glaube, Liebe, Hoffnung; darin sind die drei Edelwerte des Judentums ewig und für alle Welt verankert; ihnen gilt unser Sehnen, ihnen unser Wille, ihre Verheissungen, die höchsten, die menschlichem Denken fassbar sind, zu erfüllen.

Die Zukunft

C. A. Loosli hat seine letztwilligen Verfügungen getroffen, wie wir schon hörten, als wir vom Hodlerarchiv sprachen. Aber er ist nicht etwa gesonnen, die Feder wegzulegen. Den Kampf gegen die Administrativjustiz erwähnten wir noch gar nicht — eine Motion im Berner Grossen Rat wird das Thema nochmals zur Sprache, wenn auch die Frage kaum zur Ruhe bringen. Laufend erscheinen Beiträge zur heutigen Rechtsverwilderung in der «Nation» und über kulturelle Fragen im «Bund».

Darüber hinaus nennt C. A. Loosli als «Arbeiten in Vorbereitung» noch eine Novelle «Ewige Gestalten», dann eine geschichtsphilosophische Studie: «Sparta, weltpolitische Ueberlegungen» und drei Bände Gedichte. Wenn man etwas wünschen dürfte zur Reihenfolge: Bitte «Sparta» vor ausnehmen! Es hilft unsere Zeit verstehen!

Damit sind wir am Schluss der sehr summarischen Skizze eines arbeitsreichen Lebens angelangt und wünschen nur noch das eine: dass C. A. Loosli noch viele Jahre der Arbeit gegönnt sein möchten!

F. Sch.